

(Nachdruck verboten.)

31)

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Und die Mamin war nebenher noch angefüllt mit Schmerz darüber, daß man noch nicht ein halbes Jahr nach dem Tode ihrer Schwester, der Schormayerin, eine Hochzeit abhielt.

„Da so nix Guat's aufkemma,“ sagte sie, „und mi g'fällt dös amal gar it, daß ma'r an Tot'n so schnell vagigt.“

„Goscht dös it g'jehg'n,“ fragte die Grieblerin, „daß si d' Hochzeiterin umdraht hot, wia s' in d' Kircha ganga san; wer dös thuat, sagt an alta Spruch, der schaut si nach an andern Ehstand um.“

„Bei de Schormayerisch'n that mir gar nix wundern, dös sag i dir.“

„Is it all's richti dabei?“

„D mei! Da mag mi gar it o'fanga. Vom Alt'n sag'n d' Deut allahand.“

„Wos denn?“ Die Grieblerin rückte näher.

„Der is auf d' Weibaleut aus, daß 's a wahre Schand is. Ganz bodnarrisch is a, sag'n s'.“

„Geah? Der Alt?“

„Zu dem is a no it g' alt. Ginta a jed'n Weibakittl is a her.“

„Gel? Gel? Ja, wann eahr d' Weiba ster'm, wern s' ganz bärig (geil). Dös hört ma'r oft sag'n.“

„Und zuageh' muaf bei eahm! Diwei Krach und Unfried'n. De Zollbrechtin, sei Nachbarin, hot ma vazählt, daß ma 's oft weitem hört.“

„Dös laßt sie denga (denken).“

„Mi sagt aa, daß a desz'weg'n sei Urschula so g'schwind ausg'heireth hot; und do hat ma freili net wart'n finna bis auf 'n Girgst (Herbst). D'Schwesta wann 's halt no wissat!“

„Good schenk ihr de ewig Ruah!“

„De brauch' s'. Christlich's D'ent'n hat s' net viel bei ihre Leut. Wann insoerans it a diam (zuweilen) dafür bet'n that, kriaget s' net viel Vaterunsa.“

„Da thuast d' freili a guat's Werk.“

„Obwoi daß i gar nix kriagt ho von ihran Sach. It an Spenja (Nade) oda'r an Nock oda fimscht wos. Diaba laßt ma 's in Schrank dasäul'n, als daß mi da Schwesta wos gab.“

„Selle Leut kinnan foa Glück hamn, Mamin.“

„Na, und mi wern 's aa daleb'n. Zessas, is dös a Spektakl!“

Die Klarinetten töne stiegen freischend in die Höhe, hielten sich kletternd oben und kletterten wieder herunter, wo sie ein gumpender Bass auffing im lustigen Takte, daß die Röcke schwenkten.

Die Fischerbäuerin rückte ihren Stuhl etwas näher zum hochwürdigen Herrn Pfarrer Kern und hub mit ihm und der tugendssamen Hochzeiterin ein Gespräch an.

„Dös hot ins scho alle miteinand g'freut, Herr Pfarra, daß s' vo da Urschula ihra Muatta so schön g'redt hamn; i ho woana müass'n.“

„Das ist recht,“ sagte der geistliche Herr, ein vergnügter alter Junggeselle; „bei einer Hochzeit soll's naß hergehen. Regnen soll 's, weil das ein Glück bedeut', weinen sollen die braven Frauenzimmer, weil 's ihnen ja so net hart ankommt; und beim Mahl, da soll 's dann was Ordentlich's zum trinken geb'n. No, das is ja auch vorhand'n.“ Und er nahm einen braven Schluck.

„D' Muatta hätt 's halt daleb'n soll'n,“ meinte die Fischerin immer noch wehleidig.

„Ja no, das laßt sich nicht ändern. Sterb'n ist unser aller Los. Der eine früher, der andere später. Wo hat denn übrigens die Wirtin das Kochen gelernt? Das war ja heute ausgezeichnet.“

„I glaab, in Dachau,“ sagte Ursula.

„So? Da war sie in einer guten Schule. Ganz delikat war alles zubereitet!“

„Sie hot si überhaupt a Müah geb'n.“

„Und hat sich ausgezeichnet und bewährt als eine gute Regentin in ihrer Küche.“

„Sie sollt' halt do bei ins hocka,“ sagte die Fischerbäuerin.

„Rufen wir sie herauf!“

„Na, i moan ja da Urschula ihra Muatta . . .“

„Ach so! Das laßt sich nun freilich nicht machen. Sonnen wir ihr den Frieden; und überhaupts, net wahr, sihen wir da bei einer Hochzeit und haben die Hoffnung, daß wieder neues Leben daraus sprießt. Ja.“

Und nachdem er eine Prise genommen hatte, legte er die Dose wieder neben das Schnupstuch und sagte mit einem gutmütigen Lachen: „Der Kaspar scheint mir schon der Mann zu sein, auf den man gewisse Erwartungen setzen kann, und auch die Hochzeiterin ist vertrauenerweckend.“

Die Nächstsitenden lachten noch herzhafter, weil der Spaß von ihrem geistlichen Herrn kam; und die Ursula wußte, was geziemend war, und schaute verlegen in den Schoß.

„Da werd nix sei'n (fehlen),“ sagte die Fischerin, „mi g'fällt scho dös, daß de Hozet bei zuanehmad'n Mond g'wer is. Dös hot mi gern; denn bei'n abnehmad'n Mond, sagt mi, bleib'n d' Kinda aus. Is it woher, Herr Pfarra?“

„Samohl, das ist ein alter Glaube; ob er richtig ist, können wir nicht wissen. Aber es g'hört halt noch was andres dazu als wie der zunehmende Mond.“

Er zwinkerte lustig, und alle lachten wie auf Befehl.

„Dös werd' na scho-aa vorhand'n sei.“

„Hoffentlich, Fischerin; mich freut 's, wenn ich Arbeit krieg in dreiviertel Jahr, und wir wollen uns den Kaufschmaus gut schmecken lassen.“

„Bal amal wos um an Weg is, kimm i zu dir, Urschula,“ sagte die Schneiderbäuerin, „denn de junga wiss'n it, wia ma si bahalt'n muaf. Daß mi vor da sieb'nt'n Wocha foa Rinds-wasch ins Freie hänga derf, und daß mi ja nix dabo ausleicha (ausleihen) sollt, und daß d' Wöchnerin sechs Wocha lang in koan Kella it geh' derf, dös san lauta Sacha, auf de mi guat aufpass'n muaf.“

„Z'weg'n wos sollt' oans it in Kella geh'?“

„Z'weg'n de Her'n, Fischerin. Goscht du dös no nia g'hört?“

„Na, aba dös woaf i, daß a Wöchnerin it vor Haus weg geh' soll, so lang s' net in da Kircha war.“

„Und daß mi in da Schwangerschaft net über an Pflug steig'n derf, und üba foa Roata (Reiter), fimscht gibt 's a harte Geburt.“

„Dös hon i aa scho g'hört, nd drei Dar (Eier) soll ma fiad'n und 's Wassa trink'n.“

„Oda drei Müß' ess'n.“

„Das sind weise Lehren,“ sagte der Pfarrer lachend; „und diesmal kommt der gute Rat nicht zu spät.“

„Aba Sie müass'n do selm sag'n, Hochwürd'n, daß mi auf de alt'n Bräuch wos halt'n muaf?“

„Freilich, und auf die alten Weiber, denn die wissen mehr wie die Gelehrten. Aber jekt muß ich mich verabschieden.“

„Bleib'n s' wirkli nimma, Herr Pfarra?“

„Es geht leider nicht, Hochzeiterin, und ich wünsch also einen guten Anfang. Gute Nacht beinander!“

Die Ehrengäste begleiteten den geistlichen Herrn zur Türe; und wie alles wieder Platz nahm, setzte sich der Schormayer zum alten Prüdel.

„Sib' ma'r a bissel z'samm!“ sagte dieser. „Mi wer'n jek bald Kamarad'n sei' im Austrag (Monteil).“

„Woaf i no it.“

„Wos ko'icht d' macha? De Junga druck'n nach, bal eahna Zeit kemma is.“

„Ob 's halt scho so viel g'schlag'n hot?“

„A diam (zuweilen) is g'scheidta, ma ruckt d' Uhr füri und hört eh'nder auf. In da leg'n Viertl'stund richt ma nimma viel aus.“

„Es is it bei an jed'n gl'ich, Prüdel.“

„Freut di halt aa net, gel? Mir is selm it leicht wor'n, vom Sach weg geh' und vo da'r Arbet. Weil mi g'rad zuaschaug'n muaf, geht 's krumm oda g'rad, und bal da d' Gänd juda, koscht d' halt 's Loatfoal (Leitseil) nimma nehma.“

„Drum muaf ma si 's übaleg'n, vor ma 's hergibt.“

„No, i ho koan Angst it bei'n Kaschpa; er hot 's Haus'n von jung auf g'lernt.“

„Seid's guat aubastand Lemma beim Austrag?“
 „Mi san handeloans wor'n; g'stritt'n hamn ma freili
 a Weng, aba dös g'hört dazua; wer leicht wos vaspricht, dem
 is mit 'n Salt'n net ernst.“
 „Und dei Urschula hat dös bejja Män (Maul) g'habt,“
 sagte die Brücklin; „dö vahungert it, wo ma si mit 'n Red'n
 a Geld vadeana fo.“
 „Is f' a bissel a scharfe? Gel? Dös hon i dahoam aa
 d'Spann.“
 „Scharf sei' schad't it. Es braucht 's scho bei de Zeit'n
 und mit de Deansibot'n,“ sagte die Alte.
 „Und da Rascha werd ihr scho an Weisforb o'leg'n.“
 „So is, und d' Schneid valiert si a mengl im Ehtand.
 Wos thuast jekt du, weil d' Urschula weg is?“
 „I wer a Hauserin (Gaushälterin) ei'stell'n.“
 „A junge?“
 „Jekt muas i do lacha,“ sagte der Schormayer, „dös is
 Wirkli de erscht Frag von a niad'n Weibats. D' Urschula, d'
 Schneiderin und du, a jede hot dös gleich g'fragt.“
 „Mi woas scho, warum?“
 „Ja, i woas 's aa. Is aba foa Grund it vorhand'n, denn
 sie is scho ubastandi.“
 „G'halt f' no it g' lang, denn dös derfst glaab'n, a selle
 haust oiwei in ihr'n Saal.“
 „I muas f' halt g'halt'n, bis amal a Bäurin aufziagt.“
 „Hoscht d' scho oane für'n Lenz?“
 „Na. Mi preffiert aa nix.“
 „Moanst d' nimma in dem Zohr?“
 „In dem Zohr amal g'wis it, Brücklin.“
 „I kenn 's,“ fiel der alte Brücl ein, „i woas guat, wia
 dös is. I hatt ma 's aa no a Zohr ubalegt, bal sie it a jo
 bengst (gemault) hätt.“
 „Auf mi muast d' as it (es nicht) schiab'n. Wann di da
 Schlag net g'stroast hätt, na hätt' i wohl nix g'sagt.“

(Fortsetzung folgt.)

10]

Lügen.

Von Gustaf Janson.

„Er versteht französisch,“ war die erste Reflexion des Postens.
 „Der andere log also, als er behauptete, daß er keine andere
 Sprache als Türkisch könnte“, war seine zweite. Pietro beschloß,
 die Parlamentäre nicht aus den Augen zu lassen.
 „Raffen Sie auf!“ sagte Major Assan offen in seiner Mutter-
 sprache zu seinem Begleiter. Und mit derselben lebenswürdigen
 guten Laune fuhr er gegen den Rittmeister auf seiner anderen
 Seite fort: „Ich red' Ihnen doch nicht allzubiel, oder wie? Aber
 sehen Sie, wir haben jetzt auch ein Parlament. Ich üb' mich ein
 bißchen. Man weiß nie, was einem bevorstehen kann, weder im
 Krieg noch im Frieden.“ Er lachte herzlich über seinen Einfall
 und zeigte zwei Reihen gelber, unegaler Zähne.
 Die so lange geschlossene Tür tat sich auf und ein weiß-
 gelleideter Beduine trat heraus.
 „Reine Herren!“ Der Rittmeister winkte den Türken, mit
 ihm zu kommen, indes er voran ging.
 Der Beduine — Haltung und Auftreten ließen einen mäch-
 tigen Scheich vermuten — schritt langsam über den Fußboden. Als
 er an den türkischen Offizieren vorüber kam, blieb der Hauptmann
 stehen und sah ihm herausfordernd gerade in die Augen. Der
 Beduine erwiderte den Blick nicht, wich ihm aber auch nicht aus,
 er ging ruhig weiter, als ob er den ungewöhnlichen Besucher über-
 haupt nicht mal bemerkt hätte.
 Der türkische Hauptmann wandte sich halb nach dem Beduinen
 um, es sah aus, als hätte er etwas sagen wollen.
 „Bitte schön, Herr Hauptmann!“
 Die Aufforderung des Kavalleristen brachte den Türken wieder
 zur Besinnung. Er lächelte ein wenig gezwungen, verbeugte sich
 und ging weiter.
 Major Assan stand schon bei der geöffneten Tür.
 „Bleiben Sie nur hier, Fernel Wei,“ sagte er über die
 Schulter. Und indem er sich zu dem über diese Anordnung ein
 wenig verdutzten Kavalleristen wandte, flüsterte er vertraulich:
 „Er versteht ja doch kein Wort von dem, was wir sagen.“
 Der Rittmeister lächelte immer gleich höflich, ließ den Major
 zuerst eintreten und ging hinterher. Die Tür wurde zugemacht.
 Der Beduinen-scheich war bis an die Treppe gekommen. Der
 Araber, der vorhin in seiner Ecke gewartet hatte, schlich hinter
 dem Rücken der Türken zu ihm hin. Er sah fragend den anderen
 an, der offenbar sein Herr war.
 „Nein,“ äußerte dieser hochmütig auf Arabisch, sicher, daß ihn
 niemand anders als sein Begleiter verstehen würde. „Sie sind
 weder stark noch klug. Mögen sie ihre Kräfte vergeuden. Ich
 warte meine Zeit ab.“ Er schritt langsam und würdig die Treppe

hinunter. Der Einäugige stieg einen tiefen Seufzer aus. Pietro
 bildete sich ein, daß es aus Erleichterung war. Er sah den Fort-
 gehenden nach. Der Scheich trug den Kopf hoch und ging mit
 elastischen Schritten. Es lag etwas Majestätisches in der Hal-
 tung, das schlecht mit den laienartig geschmeidigen Bewegungen
 stimmte, ebenso wie auch die stolzen, ruhigen Züge des Gesichtes
 seltsam mit dem listigen, lauernden Ausdruck der Augen kon-
 trastierten. Der Einäugige lauschte hinterher in seinen gelben
 Pantoffeln, demütig und mit krummem Rücken.
 „Ibn Hamtal, glaub ich,“ erklärte der Hauptmann, dem vor-
 hin die undorsichtige Aeußerung entchlüpft war. „Scheich von
 Beni Soundjo. Er wird sicher ein wertvoller Bundesgenosse. Ein
 Tausend Reiter von der Qualität bedeuten ja freilich nicht viel,
 das geb ich gern zu. Aber das Beispiel. Sehen Sie, das Bei-
 spiel.“ Er verwickelte sich in einen langen Vortrag über die Macht
 des Beispiels, und der Offizier, an den er sich mit seiner Weisheit
 wandte, hörte ihm geduldig zu.
 Pietro ließ seine Blicke über den Saal gleiten. Da hinten
 stand der türkische Hauptmann an einem Fenster, von dem aus
 er eine vorzügliche Aussicht über die Keesde hatte. Er war scheinbar
 tief in seine Gedanken versunken. Pietro betrachtete die Offiziere
 rings umher. Sollte er sie nicht darüber aufklären, daß der Par-
 lamentär Französisch, vielleicht auch Italienisch verstand? Aber
 wenn das nicht der Fall war . . . was dann? Sie unterhielten
 sich ja alle in ihrer Muttersprache. Woging er einen Fehler, wenn
 er schwieg? Er machte einen Schritt vorwärts. Ein Adjutant, den
 er früher nicht gesehen hatte, eilte die Treppe herauf und warf im
 Vorbeigehen einen strengen Blick auf den nachlässigen Posten, der
 das Grüßen vergessen hatte.
 Pietro nahm schleunigst wieder seinen Platz ein und erstarrte
 in der vorschriftsmäßigen Haltung. Es war nicht Pietro Fon-
 tanara, der da stand, kein sehender, denkender Mensch, sondern ein
 unbedeutender, leicht erfesbarer Teil in einer gewaltigen Ma-
 schinerie, die ohne sein Zutun funktionierte.
 Ehe noch Fontanara seinen Entschluß gefaßt hatte, kam der
 türkische Major zurück. Der Hauptmann eilte ihm entgegen.
 „Haben Sie gesehen?“ Er nickte nach der Treppe hin.
 „Unser Freund Djasar? Na, gewiß. Es gibt Bundesgenossen,
 die man lieber auf der Seite des Feindes sieht. Er lachte sorglos,
 und da er nicht ahnte, daß der Posten beim Eingange die türkische
 Sprache verstand, fügte er in seiner ungenierten Weise hinzu:
 „Sie haben wohl . . . ? Gut!“
 Sie gingen in Begleitung des Rittmeisters durch den Saal.
 Die Anwesenden folgten ihnen mit den Blicken.
 „Natürlich nicht,“ fuhr Major Assan plötzlich bekümmert fort.
 Und in einem Ton, der die Zuhörer, die kein Türkisch verstanden,
 vollständig irreführte, setzte er hinzu: „Ich hab gefunden, was ich
 suchte. Ihre Unkosten belaufen sich jetzt auf zwei Millionen pro
 Tag. In Zukunft brauchen wir nur noch pro forma Krieg zu
 führen.“
 Die drei Offiziere gingen die Treppe hinunter, und der Major
 erklärte dem Rittmeister, daß er seinem Kameraden die betrübende
 Neuigkeit überseht hätte. Auf der obersten Stufe des Abganges hielt
 der kleine Türke einen Augenblick an und sah zurück. Ein Blick
 von Haß, Triumph und Schadenfreude suchte nach dem großen
 Saal hinauf, in dem sich niemand außer dem Posten an der Tür
 weiter um die Parlamentäre kümmerte. Gleich darauf drehte der
 Major sich um, nachdem er eine Sekunde die Mäste gelüftet, und
 meinte geschwätzig zu dem Kavalleristen an seiner Seite: „Heut-
 zutage genügt es nicht mehr, Soldat zu sein, man muß auch ein
 wenig von Diplomatie und Geschäften verstehen.“
 Der Rittmeister lächelte nichts sagend. Er teilte keineswegs
 die Ansicht seines Feindes, war aber zu höflich, um Einwendungen
 zu machen.
 Der kurze Blick bestimmte Pietros Entschluß.
 „Herr Hauptmann!“
 Der Infanterist, der vorhin die übereilte Aeußerung getan,
 hielt in seinem Spaziergang inne und starrte erstaunt den Posten
 an. „Redet der Kerl oder bin ich verrückt geworden?“ fragte der
 Blick.
 „Herr Hauptmann,“ sagte Pietro zum zweiten Male. „Der
 Türke, der hier draußen wartete, konnte Französisch, vermutlich
 auch Italienisch.“
 „Was . . . woher wissen Sie das?“
 „Ich kann Türkisch . . . auch Arabisch.“
 Einige Offiziere kamen näher heran, um das Gespräch mit
 anzuhören.
 „Was haben Sie gehört?“ fragte der Infanterist neugierig.
 „Erst empfahl er seinem Kameraden, Augen und Ohren offen
 zu halten.“
 Die Offiziere nickten.
 „Nichts weiter?“ sagte der Infanterist und zuckte die Schul-
 tern. Er musterte den Posten, sah, daß dieser ein intelligentes
 Gesicht hatte und fügte hinzu: „Sie nehmen an, daß es Espione
 waren. So etwas läßt sich nicht vermeiden. Die Formen eines
 modernen Krieges gestatten das . . . unter gewissen Voraussetzun-
 gen.“ Und da ihm der stattliche Wursche an der Tür gefiel, fügte
 er belehrend hinzu: „Die Spionage ist ein wichtiger Bestandteil
 der Kriegsführung. Das Gewerbe ist nicht gerade angesehen, aber
 . . . bah! Wir haben selber Hunderte von arabischen Schlingeln
 in unserem Sold. Die Kerls haben nur einen Fehler: ihre Neugier-

zeiten sind nie neu und ihre Wahrheiten nie wahr. Was sagte der Major, als er an Ihnen vorüber kam?"

"Ihre Kosten belaufen sich auf zwei Millionen pro Tag," über-
setzte Pietro.

"Nichts weiter," rief der Offizier und lächelte erleichtert.
"Geld!" Er zuckte die Schultern. "Das ist nicht unsere Sache. Immerhin schönen Dank! Ich... Aufgewedtheit bei der Mann-
schaft ist... hm!" Er nickte herablassend freundlich, zuckte die
Schultern und entfernte sich.

Pietro stand regungslos und starrte geradeaus. Ohne daß er
dazu kam, sich den Zusammenhang klarzumachen, meinte er, in
einer flüchtigen Vision das sorgenvolle Gesicht seines älteren
Bruders gesehen zu haben.

Die siebente Kompanie war bis auf weiteres in ein Tal
zwischen zwei hohen Sandrücken verlegt. Auf dem südlichen lagen
ihre Borsposten, hinter dem nördlichen war der Train des Regi-
ments zusammengeführt. Näher der Stadt zu gab es einen
Artilleriepark, noch weiter fort ein provisorisches Vorratsdepot
und ein kleines Lazarett. Vor der Stellung dehnte sich die Wüste.
Der Feind lag vermutlich irgendwo im Süden versteckt.

Der zweite Pelotonschef, Leutnant Carello, kam jung und
fröhlich vorüber.

"Freiwillige!" rief er unternehmend. "Freiwillige!"
Benedetti, der Kamerad im Glied hinter Pietro, stand auf und
sah fragend seinen Offizier an.

"Na, Sie Fontanara... was?" Der Leutnant lächelte und
zeigte seine weißen Zähne.

Pietro erhob sich eilig. Das beste Erfrischungsmittel, was er
kannte, war ein langer Marsch, er hatte es nötig.

Birilli und Rapagnotti stellten sich neben Pietro. Der erste
Halbzug war ja eine Eittruppe, es galt, ihr Ansehen zu wahren.
Die übrigen Soldaten nahmen ihre Plätze ein.

"Acht Mann und der Korporal... nicht mehr." Der Leutnant
kommandierte Marsch, und die Offizierspatrouille setzte sich in
Bewegung.

Der Weg ging ostwärts an dem südlichen Bergrücken entlang.
Hauptmann Vitale, der überall war und sich nichts entgehen ließ,
kam gelaufen.

"Carello!"
Der Leutnant blieb stehen, bis der Hauptmann ihn eingeholt
hatte.

"Sie sind nicht weit weg. Halten Sie die Augen auf!" Er
drückte dem Leutnant die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Botanischer Spaziergang.

So groß auch die Fülle der Gewächse ist, die im August noch
in Flor stehen, so gibt es doch immer eine Anzahl, die auch der
Nichtbotaniker ohne Schwierigkeit in der Menge erkennt oder noch
gegebenen Anregung leicht auffindet. Da steht z. B. fast an allen
Waldämmern, allen lichten Wegen und Chaussees und auf jedem
Alderrain eine Pflanze mit entfernten, weit auseinanderstreichenden
Aesten von etwa einem halben Meter Höhe oder mehr. Ihre
grünenden Teile haben nichts Anziehendes. Aber an den dünnen,
rutenförmigen Aesten sitzen kurzgestielte, große Blumen von wunder-
vollem Blau, scheibenartig weit ausgebreitet. Blumensterne kann
man sie nennen, denn den Umkreis bilden etwa anderthalb Dutzend
sternförmig ausgebreitete, bandförmig flache, blaue Strahlen, die
ein kleines aus viel kleineren Blüten zusammengesetztes Mittelfeld
umschließen. Diese sperrige Pflanze mit den hübschen Blumen-
sternen ist die bekannte Konkurrentin des Rassestrauches, die
Zichorie. Sie wird ihrer Wurzeln halber stellenweise angebaut,
aber sie wächst auch allenthalben wild. Was wir bei ihr auf den
ersten Blick für eine einfache Blüte halten, ist in Wirklichkeit eine
zusammengesetzte, eine sogenannte Körbchenblüte, die uns lehrt,
wie auch die Blumen Arbeitsteilung treiben. Mit der Pinzette
oder einer Nadel können wir aus dem Mittelfelde die einzelnen
kleinen Blüten herausheben, oder ein Längsschnitt mit dem Taschen-
messer senkrecht durch die Mitte zeigt uns, wie diese Blüten, dicht
gedrängt einem gemeinsamen Blütenboden aufsitzen. Es wäre ein
unscheinbares Bild, das dieses kleine Blütenkörbchen lieferte, wenn
die sternartig ausladenden großen Randblüten nicht wären. Sie
vergrößern die Körbchen auf über Zollgröße und so öffnen sich
am frühen Morgen bei Sonnenschein ansehnliche blaue Kellam-
schilde an der sonst so unscheinbaren Pflanze, und Insekten aller
Art folgen sogleich dieser Einladung. Sie ist für beide Teile von
Nutzen. Die Insekten suchen den Nektar in den kleinen Blumen-
röhrchen über jedem der winzigen Samen und die Pflanze macht
sich dafür bezahlt, indem sie die Gäste als Spediteur für den
Blütenstaub benützt. Es ist bekannt, daß bei zahllosen Pflanzen
solche Wechselbeziehungen bestehen. Aber die Einrichtungen dafür
sind außerordentlich mannigfaltig. Mit einem gewöhnlichen Ver-
größerungsglas, das heutzutage billig genug zu haben ist, kann
man auf diesem Gebiete schon recht viel lernen. Bei der Zichorie
geht die Sache so vor sich: In den kleinen Blüten stehen je fünf
schmale lange Staubgefäße. Mit ihren gestreckten Staubbeutel-
n sind sie so miteinander verwachsen, daß sie eine enge Röhre bilden.
Durch diese hohle Waffe muß es kommen, nämlich das Pistill oder

der Griffel, also das aus dem Fruchtknoten entspringende weibliche
Organ. Es ist ein dünner Faden, der sich streckt, nachdem die
Blüte sich geöffnet hat. Bei dieser Streckung durchwächst der
Griffel die von den Staubbeuteln gebildete Röhre, in die die
Staubbeutel inzwischen ihren gelben Blütenstaub austreuen. Wenn
der Griffel aus der Röhre oben herauswächst, ist er gründlich
eingepudert, ein Ziel, das durch winzige, nach vorn gerichtete
Härchen am Griffel mit Sicherheit erreicht wurde. Der Griffel
ist am Ende auf eine längere Strecke gefaltet und beide Hälften
rollen sich jetzt bogenförmig gegen die Blüte zurück. Es ist ganz
unvermeidlich, daß die nektarnaschenden Insekten von der Puder-
bürtigkeit des Griffels eingestaubt werden und daß sie beim Weiter-
fliegen den aufgeladenen Blütenstaub an die herabgebogenen und
empfangnisfähigen Griffelenden anderer Zichorienpflanzen ab-
setzen. Sehr viele Pflanzenarten sind auf solche sogenannte Kreuz-
befruchtungen angewiesen und gehen der Inzucht mit allen Mitteln
aus dem Wege. Es fehlt sogar nicht an Pflanzen, bei denen
jeder Versuch, eine Samenanlage mit dem Pollen der eigenen
Blüte zu befruchten, stets fehl schlägt. Andere Arten wieder
sind nicht ganz so sittenfest. Gelingt die Kreuzbefruchtung nicht,
so wird zuletzt auch mit dem Pollen aus eigenem Hause vorlieb
genommen, damit nur ja die Samen reifen. So auch bei der
Zichorie. Die Enden des Griffels biegen sich schließlich so weit
zurück, daß sie sich an seinen ungespaltenen Teil anlegen und
sich hier selbst mit Pollen behaften, wenn sie bis dahin leer aus-
gegangen sein sollten. Dieses System, den Blütenstaub aus der
Pollentröhre herauszubürsten, wie man etwa mit dem Lampen-
puder durch den Lampenzylinder fährt, ist bei dem größten Teil
der Körbchenblumen mit verschiedenen Abänderungen eingeführt.
Wir finden es z. B. ähnlich bei Distelarten und bei der größten
Körbchenblume, unserer Sonnenblume. Bei dieser ist die Arbeits-
teilung so weit vorgeschritten, daß die gelben Randstrahlen, die
den Namen Sonnenblume entstehen lassen, ganz geschlechtslos
geworden sind. Sie enthalten weder männliche noch weibliche
Organe, sondern dienen ausschließlich als Schauapparat, und alle
Insekten, die es angeht, verstehen die flammend goldgelben, stummen
und doch berebten Worte: hier wird Nektar ausgeschüttet!

Die Körbchenblüher nehmen gerade im Hochsommer einen sehr
hohen Prozentsatz der heimatischen Flora ein. Viele von ihnen sind
unscheinbar, wie die gelben Habichtskräuter und die weißlich
blühende Scharfgarbe, die aber durch ihre Massenhaftigkeit überall
bei uns herrschen. Zwischen ihnen findet man häufig den gelb-
blühenden Frauenschlachs, den wir daran erkennen, daß seine Blüten
genau so gebaut sind, wie bei dem allgemein bekannten Löwenmaul
unserer Gärten. Beide sind nahe verwandt. Die Blätter zeigen
vorn eine „Ober-“ und eine „Unterlippe“, und enden hinten in einen
langen Sporn, der den Blütenhohnig enthält. Der Zugang ist sehr
vielen Insekten erschwert oder auch unmöglich gemacht, denn die
aufgebogene Unterlippe liegt ohne Lücke der Oberlippe an; die
Blume ist vollständig verschlossen. Drüben wir eine solche Blume
seitlich zwischen zwei Finger, dann öffnet sich das „Löwenmaul“
rachenartig, um sich beim Nachlassen des Druckes sofort wieder zu
schließen. Bei unserer Löwenmaul der Gärten sind es die Hum-
meln, die sich den Eingang erzwingen. Sie setzen sich auf den
vorpringenden Teil der Unterlippe, die unter dem Gewicht dieser
Wären unter den Insekten etwas herunterklappen, und verschwinden
dann in der Blumentröhre, in der sie gründlich mit Pollen beladen
werden, den sie in anderen Blumen an empfangliche Griffel ab-
geben. Bei den wilden Verwandten, dem gelbblühenden Frauen-
schlachs, der kleinere Blumen hat, übernehmen auch kleinere Besten
der Hummel dieselbe Rolle. Auf trockenen Tristen und Wiesen,
wo diese Pflanze stets häufig ist, kann man auch beobachten, wie
dieses Insektenvolk sich unter Umständen herausnimmt, die Natur
zu forrgieren. Statt sich durchs Vorderhaus einzuzwängen, beißen
die Tiere nicht selten Löcher in den Blütenhohnig und bemächtigen
sich des Nektars auf diesem Umwege. Derart angegriffene Blumen
findet man stellenweise in Menge. Da bei diesem Verfahren die
Blumen nicht befruchtet werden, so stellt es sich als gemeiner
Einbruchdiebstahl dar, der, wie es scheint, von den Hummeln zuerst
erfunden wurde.

L. L.

Die Hahnenkämpfe in Nord- frankreich.

Vor einigen Tagen wurde gemeldet, daß die französische Re-
gierung die Veranstaltung von Stierkämpfen im Norden unter-
sagt hat. Bekanntlich spielen die Stierkämpfe im Süden im Leben
des Volkes eine große Rolle. Sogar die Gemeinden, die von den
Sozialisten verwaltet werden, haben bisher diese Schauspiele, die
sich allerdings in Frankreich erheblich harmloser gestalten, als in
Spanien nicht abzuwachen vermocht, weil sie als alter Volksbrauch
eingewurzelt sind und namentlich dort, wo sie sich in den ungeheuren
römischen Arenen abspielen, wie in Nîmes, Arles und Orange,
Zehntausende aus der näheren und weiteren Umgebung anlocken.
— Indes fehlt es auch dem französischen Norden nicht an einem
Brauch, der, wenngleich ihm die Grobartigkeit des Stierkampfes
abgeht, an brutaler Tierquälerei und Auspeitschung der mensch-
lichen Grausamkeitsinstinkte ihm nichts nachgibt. Es sind die
Hahnenkämpfe, die sich namentlich in den Bergarbeiterbe-
zirken des Nord und Pas-de-Calais — wie im angrenzenden

Belgisches Kohlengebiet als Volksbergnügen erhalten haben. In ihrem neulich (bei Marcel Rivière u. Cie. in Paris) herausgegebenen Büchlein „Marchands de folie“ (Die Wahnsinns Händler), das die degenerierende Wirkung des Alkohols in den verschiedensten Milieus anschaulich darstellt, geben Léon und Maurice Donnay eine lebendige Schilderung dieser Hahnenkämpfe, die im engsten Zusammenhang mit der Alkoholvergiftung stehen. Denn es sind die Wesiger der „Estaminets“ (Wubiten), die sie zur Anziehung des Publikums veranstalten. Im Gegensatz zu den Stierkämpfen finden die Hahnenkämpfe im Winter und Frühling statt. An den Schänken, die gemütvolle oder stolze Namen haben wie: „Zu den treuen Freunden“, „Zur Hoffnung“, „Zum kühnen Hahn“ hängen während der Woche die Plakate aus, die unter dem kleinen Bild eines Hahns die Kämpfe anzeigen: „Bei X... Charles, route de Wurture, wird man am Sonntag 7 zu 20 und Montag 5 zu 15 kämpfen.“ Im Hof des Wirtshauses ist ein viereckiger Platz mit niedriger Einfassung als Kampfboden hergerichtet. Meistens ist es ein Zweikampf, aber manchmal werden zwanzig Tiere zusammengeführt und die Partie ist erst zu Ende, wenn 19 tot sind. Die „Coqueleux“ (Hahnenzüchter) kommen an. Sie tragen die Tiere in weißen Leinwandfäden. Man hört ein unheimliches Krähen und muß an den Markt oder an einen Schlachthof denken. Die „armeurs“ (Bewaffner) setzen an den Sporen der Hähne Stahlsporen an. Mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit stehen die Pächter und Vergleute ringsum. Sie wetten mit 40 Sous (2 Franken) Einsatz, der Coqueleux aber, seines Tieres sicher, wettet 5 Franken gegen 40 Sous. — Die Partie beginnt. Damit die Tiere in Kampfhöhe kommen, werden sie vorher isoliert und von Hennen ferngehalten. Der Kampf ist einmündig und abstoßend, aber die Zuschauer verfolgen ihn in atemloser Stille. Es kommt vor, daß die Hähne vernünftiger sind als die Menschen und den Kampf verweigern. Wenn sie über die Platte wegspringen, werden sie nicht verfolgt. Die Leute sagen: „Die „Cos“ („Co“ ist eine Abkürzung von Cocorico, d. h. Kikeriki) wollen Zigarren in Belgien kaufen und die Partie gilt nicht. Das kommt aber nicht oft vor. Man sieht ein Durcheinanderwirbeln von Flügeln, einen Kampf Leib an Leib, zerbrochene Federn. Dann bleibt ein Hahn unbeweglich, der andere schlägt ihm den Schnabel in den Kamm. Der Kampf beginnt von neuem, die Tiere drehen sich, eins am andern, in einem kleinen Kreis, man sieht eine dünne Wulstspur, kaum einige Tropfen. Die Sporen, die Schusterahlen gleichen, bohren ins Fleisch. Die Neugierigen starren unbeweglich, mit offenem Mund und aufgerissenen Augen das Schauspiel an, die Bettenden folgen seinen Wendungen mit fiebernder Teilnahme. Der „Coqueleux“ fühlt sich persönlich für seinen Hahn engagiert. Endlich streckt einer der Hähne die Beine in die Höhe, worauf der Sieger sofort von ihm abläßt. Die Legende behauptet freilich, daß er seinen Sieg austrähe und auf den Leib des Besiegten trete. — Wenn sich der Besiegte nach 3 Minuten nicht erhoben hat, ist der Kampf aus. Nun erhebt sich ein wildes Geschrei. Arme werden erhoben, Häufte geballt. Die Verlierenden bestreiten die Niederlage. Dann bringt man andere Hähne, wieder wird gewettet, dazu zügellos getrunken. Am Abend artet der Streit in Kaufhandel aus, die mit Häuften und Messern ausgetragen werden. Manchmal wenn die Besitzer der Hähne beisammen sitzen und trinken, der eine den Sieger, der andere den toten Besiegten im Sack, zieht der Verkrieger heimlich einen Sporn aus der Tasche und bohrt ihn in den Sack, der den siegreichen Hahn birgt. Wenn der gewinnende Coqueleux Nachts kein Tier heimbringt, wäscht er ihm die Wunden mit Speichel aus und sieht wiederholt vom Bett aus, um ihm aus seinem Mund einen Tropfen Kognak in den Schnabel zu träufeln. Ein siegreicher Hahn repräsentiert nämlich einen nicht geringen Wert. Ein Sieger in mehreren Gefechten kann beim Verkauf bis 200 Franken einbringen. Es gibt Vergleute, die nicht zögern, am Tag der hl. Barbara für einen Rassenhahn 50 Franken hinzulegen. — Ist es wahr, daß die Vergleute den Hahnenkampf mit solcher Leidenschaft pflegen, daß sie, wie man behauptet hat, rebolieren würden, wenn man ihn — sowie das ebenso beliebte und noch widerlichere Schießen auf angebundenen, schwimmenden Enten — verböte? Die Verfasser bestreiten es entschieden. Tatsache ist daß die Kohlengräber liebevolle Tierzüchter sind und auch an harmlosen Wettspielen Vergnügen empfinden. Man hat aber noch nie den Versuch gemacht, den geschilderten Barbareien Einhalt zu gebieten. Die Grubengesellschaften fördern sie sogar und subventionieren das „Gallodrom“, einen im Kohlenboden herumwandernden Zirkus für große Hahnenkämpfe. Im Wettfieber und im Alkoholausch, der es begleitet, vergißt ja der Grubenproletarier am ehesten sein Glend und die Aufgaben und Ideale seiner Klasse. Die „Notabilitäten“ stiften Preise für die glücklichen „Coqueleux“, Zimplatten mit dem gravierten Bild des siegenden Hahns und dem Porträt des Besitzers. Und der Deputierte des Wahlkreises spendiert einen Hahn aus Porzellan in Lebensgröße. O. P.

Kleines feuilleton.

Völkertunde.

Die Eingeborenen von Panama. Nach der großen Zahl verschiedener Namen, die in der Umgebung des Panama-

Berantwortl. Redakteur: Albert Wachs, Berlin. — Druck u. Verlag:

kanals vorkommen, zu schließen, müßte dort eine weitgehende Zersplitterung in der Bevölkerung bestehen. Die genauere Untersuchung hat aber gelehrt, daß diese Namen sich nicht auf besondere Stämme beziehen, sondern mehr auf einzelne Gemeinden und Siedlungsgruppen. Namentlich von der Kanalzone gibt es nur zwei „Nationen“, die eine Trennung in völkerkundlichem Sinne verdienen, einmal die Cunas oder Cuna-Cuna, zu denen auch die San Blasindianer gehören, und die Chocoos, südlich davon, jenseits des Isthmus. Die Grenze zwischen beiden ist von großer Bedeutung, da sie gleichzeitig als Scheidelinie zwischen Mittel- und Südamerika zu betrachten ist. Die Cunas sind eine sehr volkreiche und kräftige Rasse, von gedungenem und breitschultrigem Körperwuchs. Sie wachen höchst eifersüchtig über ihre Unabhängigkeit und haben sich daher nicht nur gegen Fremde stets feindlich benommen, sondern auch der republikanischen Regierung von Panama nie mehr als einen nominellen Einfluß zugestanden. Besonders die Cunas der Nordküste, östlich von der Stadt Nombre de Dios, eben jene San Blasindianer, zeichnen sich unter allen Eingeborenen weit und breit aus und können in ihrer sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung zu den besten Bestandteilen der Bevölkerung gerechnet werden. Sie sind fleißig und unternehmend, und haben sich in ihren ausgedehnten Pflanzungen von Kokospalmen eine dauernde Quelle reicher Einnahmen gesichert. Die übrigen Cunas im Innern, die übrigens dieselbe Sprache mit geringen örtlichen Abweichungen sprechen, sind dagegen zurückgeblieben. Die zweite große Gruppe der Chocoos bildet nur den nördlichen Zweig einer großen Stammesfamilie, die längs der pazifischen Küste von Südamerika bis nach der Grenze von Ecuador verbreitet ist. Sie scheinen ein glückliches Völkchen zu sein, was in dem unruhigen Panama angenehm berührt, und stehen einem einfachen Naturleben weit näher als ihre Nachbarn. Die Chocoos sind gewöhnlich sehr groß und gut gebaut; auf Kleidung legen sie wenig Wert. Wesentlich andere Zustände sind westlich von der Kanalzone anzutreffen. Hier lebt zunächst im gebirgigen Gebiet der Veraguas das Volk der Guahmies, die den Brauch der Vielweiberei haben. Früher standen sie unter dem Einfluß spanischer Missionare, sind aber längst wieder zu einem unabhängigen Leben und zu ihren alten Gebräuchen zurückgekehrt. Dennoch stehen sie in Gefahr, ihre Eigenart bald einzubüßen, da sie umgänglich sind und der Einwirkung ihrer Nachbarn, die sich vergleichsweise als zivilisiert betrachten, nicht widerstehen. Wahrscheinlich sind sie mit den Stämmen von Costarica verwandt. Als wirkliche Bestandteile der eingeborenen Bevölkerung von Panama sind die Terrabas oder Tirub zu nennen, die in einem früher zu Costarica gehöriem und dann von Panama aus besetzten Gebiet wohnen. Sie sind nur noch wenig zahlreich und scheinen einem raschen Aussterben entgegenzugehen. Diesem Schicksal ist ein anderes Volk, die Dorasques, bereits verfallen, die als Nachkommen eines Stammes betrachtet werden, von dem wundervolle Erzeugnisse der Töpferei erhalten geblieben sind. Das Gebiet von Panama bietet also auch für völkerkundliche Forschungen ein dankbares Feld.

Aus dem Tierleben.

Verräucherte Schmetterlinge. Durch Naturforscher an der Univerſität in Manchester ist die merkwürdige Beobachtung gemacht worden, daß viele englische Schmetterlinge in den letzten 60 oder 70 Jahren ihre Farbe verändert haben, und zwar durchweg in der Weise, daß an Stelle von blassen und bunten Farben ein dunklerer Ton und zuweilen sogar ein vollkommenes Schwarz eingetreten ist. Als das beste Beispiel wird die Motte des Birkenspanners bezeichnet, die wegen ihrer über die Flügel und den ganzen Hinterleib verbreiteten Färbung im Volk auch Pfeffermotte genannt wird. Die Grundfarbe dieses Schmetterlings ist weiß, die Sprengung braunschwarz. Im Jahre 1848 zeigte sich zum erstenmal in der Gegend der Fabrikstadt Manchester eine dunkle Abart des Birkenspanners, und seitdem hat sich diese nicht nur über den Industriebezirk Englands, sondern auch nach vielen Gegenden des Festlandes verbreitet. Sie ist so zahlreich geworden, daß sie die gewöhnliche Art bereits stark zurückgedrängt hat. Die Wandlung der Farben kann nur durch Anpassung erklärt werden, und Charles Darwin würde an diesem klassischen Beweise seiner Lehre eine helle Freude gehabt haben. Die Zeichnung des Birkenspanners diente nämlich ursprünglich dazu, den Schmetterling den Blicken seiner Feinde zu entziehen, indem sie sich auf einer Birkenrinde so wenig abhebt, daß nur eine sehr scharfe Beobachtung zu seiner Entdeckung führen kann. Nun ist aber durch den Fabrikrauch die ganze Landschaft geschwärzt worden, und der Schmetterling mußte die Erfahrung machen, daß ihm seine Färbung auf dem dunkler gewordenen Baumstämmen nichts mehr nützte. Infolgedessen hat er selbst ein dunkleres Gewand angelegt, und zwar hat sich diese Wandlung in erstaunlich kurzer Zeit vollzogen. Es scheint, daß in manchen Fabrikbezirken nicht ein einziges Exemplar der eigentlichen Pfeffermotte mehr zu finden ist. Allerdings hat sich die dunkle Varietät auch in Gebiete verbreitet, die durchaus nicht stark veräuchert sind, wofür schwer eine Erklärung zu finden ist.